

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 2009, HEFT 4

HENDRIK BIRUS

Le temps présent est l'arche du Seigneur.
Zum Verhältnis von Gegenwart, Geschichte
und Ewigkeit beim späten Goethe

Vorgetragen in der Sitzung
vom 13. Dezember 2002

MÜNCHEN 2009

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEIM VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

ISSN 0342-5991
ISBN 978 3 7696 1652 1

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 2009
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany

L'effort de Hegel apparaît néfaste et même laid devant l'allégresse et l'équilibre de Goethe. [...] Goethe apparaît vivant, disposant naïvement des ressources du monde, au lieu de cette position contrainte, un peu risible.

Georges Bataille, *Le coupable*

VORBEMERKUNG

Als ich vor zwanzig Jahren in den Herausgeberkreis der Frankfurter Goethe-Ausgabe eintrat, schlug ich vor, die sechs Bände von *Ueber Kunst und Alterthum* (1816–32) integral zu edieren und zu kommentieren.¹ Denn obwohl sie seit ihrem Erscheinen stets nur als Steinbruch für die verschiedensten Editionen von Goethes ‚Schriften zur Literatur und Kunst‘ verwendet wurde, darf man diese Ein-Mann-Zeitschrift (unter Mitwirkung seines kunsthistorischen Beraters Heinrich Meyer) getrost als sein umfangreichstes Alterswerk betrachten, bei dem die Komposition der einzelnen Hefte ebenso bedeutsam ist wie das Spektrum der behandelten Themen. Für die parallelen, freilich nicht einmal die halbe Zeitspanne umfassenden Hefte *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* (1817–24) war diese editorische Möglichkeit in der Frankfurter Ausgabe bereits vertan,² aber glücklicherweise konnte sie in der Münchner Goethe-Ausgabe³ – entgegen ihrer entstehungschronologischen Konzeption – realisiert werden.⁴

1 Sie erschienen integral – gefolgt durch die zugehörigen „Paralipomena“ und gleichzeitige „Aufsätze, Entwürfe, Notizen“ – in: Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche [Frankfurter Ausgabe]*, hrsg. v. Friedmar Apel [u.a.], [bisher:] 40 Bde., Frankfurt/M. 1985–1999, hier Bd. 20–22: *Ästhetische Schriften III–V* (1998f.) – künftig zitiert mit der Sigle *FA* und der Abteilungs-, Band- und Seitenzahl.

2 Sie erschienen unter thematischen Gesichtspunkten aufgeteilt auf die Bände 23/2, 24 und 25: *Naturkundliche Schriften I–III* (ebd. 1991, 1987 u. 1989).

3 Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*, hrsg. v. Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert,

Kunst und Alterth<um>
IV. Stück.

Bildende Kunst

Myrons Kuh.
Philostrats Gemälde
Nachricht vom Wiener Bl<umen> Mahler.
Beschr<reibung> v. Franckf<urt> M.
Moller.
Primavesi.

Deutsche Sprache

Le temps present est l'arche du Seigneur.
Amerikanische Gemeinde.
Reinigung Bereicherung der Sprache.

Poesie.

Manfred
Pfingstfest.
Mährchen Allegorisirt.

Norbert Miller, Gerhard Sauder u. Edith Zehm, 21 Bde., München 1985–1998, hier Bd. 12: *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie: Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden* (1989). Dafür sind hier die Aufsätze aus *Ueber Kunst und Alterthum* unter chronologischen und thematischen Gesichtspunkten auf verschiedene Bände zu Goethes Altersepochen verteilt.

⁴ Ausführlicher zu diesem ganzen Komplex vgl. Verf., „Philosophisch-philologische Editionsprobleme bei Goethes ‚Ästhetischen Hefen‘“, in: *Philologie und Philosophie. Beiträge zur VII. Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen* (12.–14. März 1997 München), hrsg. v. Hans Gerhard Senger, Tübingen 1998 (= Beihefte zu editio, Bd. 11), S. 89–97.

Bei der Kommentierung der beiden ersten Bände von *Ueber Kunst und Alterthum* stieß ich dann in einem eigenhändigen Gliederungsschema für Heft 4 (wohl ab 17. 4. 1818) auf den geplanten Titel eines Aufsatzes (oder zumindest einer Miscelle): „*Le temps present est l'arche du Seigneur*.“⁵

Dazu war keine Quelle zu finden, auch keinerlei Notizen oder Entwürfe Goethes, ja nicht einmal ein Echo in seinen gleichzeitigen Schriften, Briefen oder Tagebucheintragungen. So blieb mir nichts als der resignierte Stellenkommentar: „(Franz.) ‚Die Gegenwart ist die Arche des Herrn.‘ Herkunft nicht ermittelt.“⁶ Doch die Sache ließ mir keine Ruhe. Denn es ließ sich durchaus mit einiger Sicherheit etwas darüber ausmachen, weshalb und in welchem Sinne Goethe dieses Thema aufgreifen wollte. Warum er es dann freilich doch nicht anpackte, diese Frage musste ohne Kenntnis seiner Quelle unbeantwortet bleiben.

Die Fundstelle des Zitats entzog sich mir weiterhin wie die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen. Ich blätterte den ganzen Bossuet durch, bei seinem Gegenspieler Fénelon resignierte ich bald. Die französischen Aufklärer schienen erst recht kaum in Frage zu kommen. Ein von mir sehr geschätzter romanistischer Kollege meinte, sich an ein ganz ähnliches Zitat bei Proust zu erinnern – aber woher hätte der es? Und auch die naheliegende Assoziation des späten Benjamin versprach mehr Fragen als Antworten. So habe ich seinerzeit in meinem Akademie-Vortrag zwar die ganze Problemkonstellation vorstellen und vielleicht sogar auf weiterführende Hinweise hoffen können; an seine schriftliche Fixierung war aber nicht eher zu denken, als bis das fehlende Glied gefunden war. Das ist es nun schon seit einiger Zeit.⁷ So war dem Vorgetragenen nur noch ein letzter Abschnitt hinzuzufügen.

5 FA I 20, S. 556 – siehe Abbildung und Transkription auf S. 4f.

6 FA I 20, S. 1432.

7 Ich verdanke den entscheidenden Hinweis meinem damaligen Doktoranden Alexander Nebrig (inzwischen Humboldt-Universität Berlin).

I. ERSCHEINUNGSFORMEN DES HISTORISCHEN

Goethes wichtigstes Vermächtnis für den aktuellen literarischen Diskurs, und zumal für die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, ist die im Rahmen seiner späten Hefte *Ueber Kunst und Alterthum* skizzierte Idee der ‚Weltliteratur‘. Doch gemessen an Hegels gleichzeitigen *Vorlesungen über die Ästhetik* muß diese theoretisch unbefriedigend erscheinen. Denn wo es Hegel unternimmt, das gesamte Feld der Kunst und insbesondere der Literatur unter dem Doppelaspekt der diachronen „Entwicklung der besonderen Kunstformen“ und des synchronen „Systems der einzelnen Künste“⁸ begrifflich durchzukonstruieren, da unterläuft Goethe diese Alternative samt ihren spekulativen Vermittlungsfiguren durch die scheinbar ganz willkürliche Präsentation von kunst- und literaturkritischen Beiträgen ohne umfassenden historischen oder systematischen Ordnungsrahmen – und dies, obwohl er in *Dichtung und Wahrheit* erklärt hatte, er habe „für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte alles wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben“.⁹ Gleichwohl war Hegel offenkundig ein aufmerksamer und dankbarer Leser dieser Alterszeitschrift Goethes;¹⁰ ja er bekannte ihm ganz generell:

wenn ich den Gang meiner geistigen Entwicklung übersehe, sehe ich Sie überall darein verflochten und mag mich einen Ihrer Söhne nennen; mein

8 Dies sind – nach einem einleitenden ersten Teil über „Die Idee des Kunstschönen oder das Ideal“ – die beiden Hauptteile von Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik*; vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Ästhetik*, hrsg. v. Friedrich Bassenge, 2 Bde., 2. Aufl., Berlin 1965, hier Bd. 1, S. 80–95).

9 FA I 14, S. 394.

10 Vgl. die direkte Bezugnahme in Hegels *Ästhetik*, Bd. 2, S. 142.

Inneres hat gegen die Abstraktion Nahrung zur widerhaltenden Stärke von Ihnen erhalten und an Ihren Gebilden wie an Fanalen seinen Lauf zurechtgerichtet.¹¹

So hatte sich Hegel schon früher – anlässlich eines der parallel zu *Ueber Kunst und Alterthum* erscheinenden Hefte *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* – dagegen gewendet, Goethes „Verhalten in der Verfolgung der Naturerscheinungen eine *naïve* Weise [zu] nennen“, und (in scheinbarem Widerspruch zu jenem gerade zitierten Lob) betont: „daß ich die *Abstraktion* darin erkenne und bewundere, nach der Sie an der einfachen Grundwahrheit festgehalten und nun nur den Bedingungen [...] nachgeforscht und diese bald entdeckt und einfach herausgehoben haben“.¹²

Von den Philosophen des Deutschen Idealismus hochgeschätzter „Probierstein“¹³ ihrer Philosophie und zugleich deren Antipo-

11 Hegel an Goethe, 24. 4. 1825 (*Briefe von und an Hegel*, 4 Bde., hrsg. v. Johannes Hoffmeister u. Friedrich Nicolin, 3. Aufl., Hamburg 1969–1981, hier Bd. 3, S. 83).

12 Hegel an Goethe, 20. 7. 1817 (ebd., Bd. 2, S. 161); vgl. hierzu Hegels Aufsatz „Wer denkt abstrakt?“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke 2: Jenaer Schriften (1801–1807)*, Red.: Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1970, S. 575–581).

13 So schrieb Fichte bei Übersendung der ersten Bögen der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* (1794) am 21. 6. 1794 an Goethe: „So lange hat die Philosophie Ihr Ziel noch nicht erreicht, als die Resultate der reflektirenden Abstraktion sich noch nicht an die reinste Geistigkeit des Gefühls anschmiegen. Ich betrachte Sie, und habe Sie immer betrachtet als den Repräsentanten der letztern auf der gegenwärtig errungenen Stufe der Humanität. An Sie wendet mit Recht sich die Philosophie: *Ihr Gefühl ist derselben Probierstein.*“ (Johann Gottlieb Fichte, *Briefe*, Bd. 2, hrsg. v. Reinhard Lauth u. Hans Jacob unter Mitwirkung v. Hans Gliwitzky u. Manfred Zahn, Stuttgart-Bad Cannstatt 1970 [= J.G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 3. Abt., Bd. 2], S. 143.) Worauf Goethe am 24. 6. 1794 erwiderte: „Das Übersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlüsse. – Nach meiner Überzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohltat erweisen und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie ent-

de,¹⁴ Ahnherr der „Entstehung des Historismus“¹⁵ wie nicht minder des „stoischen Rückzugs vom historischen Bewußtsein“¹⁶: dank dieser irritierenden theoretischen Janusköpfigkeit ist Goethe ein instruktiver Fall für die Rekonstruktion einer Pluralität von Erscheinungsformen des Historischen. „Man kann“, heißt es in Paul Celans Büchnerpreis-Rede *Der Meridian*, „man kann verschiedene Akzente setzen: den Akut des Heutigen, den Gravis des Historischen – auch Literarhistorischen –, den Zirkumflex – ein Dehnungszeichen – des Ewigen.“¹⁷

Zunächst zum ‚Akut des Heutigen‘: Als Wilhelm von Humboldt am 1. 12. 1823 seiner Frau berichtete, gegenwärtig lese er „fast bloß die Ethik des Aristoteles und den *Bhagavad Gîtâ*“ – „Beide behandeln eigentlich dasselbe Thema, den Zweck aller Dinge, den Wert des Lebens, das höchste Gut, den Tod als Anfang eines neuen Daseins“ –, da fügte er konsterniert hinzu:

Es fällt mir dabei oft ein, daß es doch eigentlich sonderbar ist, daß Goethe so fast ausschließlich in den Produkten der Zeit lebt und an dem hängt, was er seine Arbeit in seinen Heften nennt, was doch wieder nur eine für die neueste Zeit ist. Wenn ich mich meinem Hinscheiden so nahe glauben müßte wie er seinem Alter und seiner Gesundheit nach, wäre mir das unmöglich. Ich ginge vielmehr dann nur in die Vorzeit zurück und suchte dasjenige um mich zu sammeln, worin sich die menschliche Natur am reinsten und einfachsten ausgesprochen hat.¹⁸

behren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte.“ (FA II 4, S. 10.) – Vgl. hierzu auch Schellings verehrungsvolle Briefe an Goethe vom 5. 7. 1798 u. 17. 4. 1800 [?], in: *Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen*, hrsg. v. Carl Schüddekopf u. Oskar Walzel, 2 Bde., Weimar 1898f. (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 13 u. 14), hier Bd. 1, S. 204 u. 208.

14 Vgl. hierzu die „Einleitung: Goethe und Hegel“ zu Karl Löwith, *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts: Marx und Kierkegaard*, Stuttgart 1988 (= Sämtliche Schriften 4), S. 13–45.

15 Vgl. Friedrich Meinecke, *Die Entstehung des Historismus*, hrsg. u. eingeleitet v. Carl Hinrichs, 4. Aufl., München 1965 (= Werke, Bd. 3), S. 494 u. ö.

16 Ich entlehne diese Formel Habermas' Aufsatz „Karl Löwith. Stoischer Rückzug vom historischen Bewußtsein“ (1963), in: Jürgen Habermas, *Philosophisch-politische Profile*, erw. Ausg., 3. Aufl., Frankfurt/M. 1984, S. 195–216.

17 Paul Celan, *Der Meridian. Endfassung – Entwürfe – Materialien*, hrsg. v. Bernhard Böschstein u. Heino Schmull, unter Mitarb. v. Michael Schwarzkopf u. Christiane Wittkop, Frankfurt/M. 1999, S. 1–13, hier S. 4.

18 *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, 7 Bde., hrsg. v. Anna von Sydow, Darmstadt 1907–18, hier Bd. 7, S. 201.

Daß Goethe eine solche transhistorische Tendenz keineswegs fremd war, zeigen seine *Urworte Orphisch* (FA I 20, S. 491–497) wie schon die Beschwörung des „reinen Ostens“ in *Hegire*, dem Eröffnungsgedicht des *West-östlichen Divans* (FA I 3, S. 12). Doch dieser dringende Wunsch nach einer Rückkehr zum „Uranschauen“ und zum „Ursprünglichen“¹⁹ wurde bei Goethe dadurch konterkariert, daß (mit den Worten Caroline v. Humboldts) die „Gegenwart [...] für ihn eine gewaltigere Göttin ist wie für viele andere Naturen“.²⁰

Diesen ‚Akut des Heutigen‘ (im Sinne Celans) hatte Goethe bereits 1801 in seiner *Flüchtigen Übersicht über die Kunst in Deutschland* gesetzt, wo er betonte: Kunst und Wissenschaft „gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden [...] gefördert werden“ (FA I 18, S. 809).²¹ Allerdings – und dies ist der ‚Gravis des Historischen‘ – : „in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist“;²² gemäß der berühmten Strophe aus dem *Rendsch Nameh – Buch des Unmuths* des *West-östlichen Divans* (FA I 3, S. 59):

Wer nicht von dreytausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Die Gleichsetzung des „temps présent“ mit der „arche du Seigneur“ versieht die so historisierte Jetztzeit schließlich – in welchem Sinne auch immer – noch mit dem ‚Zirkumflex des Ewigen‘. Auch diese Akzentuierung hat aber bei Goethe selbst eine längere Vorgeschichte; schreibt er doch – gleichsam als vorweg-

19 Goethe an Niebuhr, 23. 11. 1812 (FA II 7, S. 118f.).

20 Caroline an Wilhelm v. Humboldt, 6. 12. 1823 (*Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, Bd. 7, S. 203).

21 „Das ist im Grund schon die ganze Idee der Weltliteratur, wie Goethe sie dann 1827 verkündet“ (Fritz Strich, *Goethe und die Weltliteratur*, 2., verb. u. erg. Aufl., Bern 1957, S. 49). Zum Zusammenhang mit der im folgenden zitierten *Divan*-Strophe vgl. Verf., „Am Schnittpunkt von Komparatistik und Germanistik. Die Idee der Weltliteratur heute“, in: *Germanistik und Komparatistik. DFG-Symposion 1993*, hrsg. v. Hendrik Birus, Stuttgart, Weimar 1995 (= Germanistische Symposien. Berichtsband 16), S. 439–457, hier S. 449.

22 FA I 18, S. 809.

genommene Replik auf Humboldts Kopfschütteln – an Sulpiz Boisserée anlässlich der schrittweisen Drucklegung seiner ‚Hefte‘
Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie:

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte, er sagte: „Du tust auch als wenn wir dreihundert Jahre alt werden sollten.“ Und doch ist, besonders in wissenschaftlichen Dingen kaum anders zu handeln [...].²³

23 Goethe an Boisserée, 18. 6. 1819 (FA II 8, S. 283).

II. DREI *DIVAN*-SPRÜCHE UND -WIDERSPRÜCHE ZU ZEIT UND EWIGKEIT

Wie jene Oppositionspaare von Evolution und Struktur, Geschichtlichkeit und Ewigkeit durch den Goetheschen Begriff des Augenblicks als einer emphatischen Gegenwart vermittelt werden, zeigt aufs knappste das Schlußgedicht des *Tefkir Nameh – Buch der Betrachtungen*. Ihm voraus gehen zwei Rollengedichte, die dem größten Epiker und dem entschiedensten Mystiker der persischen Literatur in den Mund gelegt werden.²⁴ Das erste, *Ferdusi spricht*, beginnt mit der nahezu wörtlichen Übernahme aus einer zeitgenössischen Ferdousi-Übersetzung:

O Welt! wie schamlos und boshaft du bist!
Du nährst und erziehst und tödest zugleich;

verkehrt dies in sein Gegenteil:

Nur wer von Allah begünstigt ist,
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich;

und hinterfragt schließlich in einem Vierzeiler den Begriff des Reichtums. – Das zweite Rollengedicht, *Dschelâl-eddîn Rumi spricht*, besteht seinerseits aus einer Rumi-Paraphrase:

Verweilst du in der Welt, sie flieht als Traum,
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum,
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst du fest zu halten,
Und was dir blüht, sogleich wird es veralten.

Auch dazu hat Goethe einen dichterischen Widerruf verfaßt:

Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
Und wie du reisest, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.

²⁴ FA I 3, S. 48 f. – zitiert nach der demnächst erscheinenden 2., vollständig revidierten Ausgabe (Frankfurt/M. 2010) meiner Edition des *West-östlichen Divans*.

Doch diese Palinodie veröffentlichte er alsbald – statt später im *West-östlichen Divan* – in der Abteilung *Sprichwörtlich* seiner Gedichtsammlung von 1815 (FA I 2, S. 405). Weit mehr als ersatzweise folgt im *West-östlichen Divan* abschließend – als eine indirekte Replik auf *Dschelâl-eddîn Rumi spricht* und zugleich als Steigerung der Dialektik von *Ferdusi spricht* – das dritte Rollengedicht *Suleika spricht*:

Der Spiegel sagt mir ich bin schön!
Ihr sagt: zu altern sey auch mein Geschick.
Vor Gott muß alles ewig stehn,
In mir liebt Ihn, für diesen Augenblick.

Man kann es als Abfolge von ‚Akut des Heutigen‘, ‚Gravis des Historischen‘ und ‚Zirkumflex des Ewigen‘ lesen, beschlossen durch die Überblendung von Erstem und Letztem.

Womit das Gedicht einsetzt, ist zunächst das unbezweifelbare Jetzt der sinnlichen Gewißheit.²⁵ Und es entspricht überdies der beruhigenden Auskunft des Spiegels: „Ihr, Frau Königin, seid die schönste Frau im Land“, mit der die Königin so zufrieden war, „denn sie wußte daß der Spiegel die Wahrheit sagte“²⁶ – freilich nur im Märchen. Doch wie es selbst im Märchen alsbald heißt: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Sneewittchen ist noch tausendmal schöner als Ihr!“²⁷, so ist hier auch die unmittelbare Wahrheit der sinnlichen Gewißheit im Handumdrehen „schal geworden“²⁸ und muß der durch andere vermittelten Wahrheit der beobachtenden Vernunft, speziell der Beobachtung des Organischen,²⁸ Platz machen, die das künftige „Geschick“ des Einzelwesens im Rekurs auf die Naturgesetze zu prognostizieren erlaubt. Es ist diese desillusionierte Einsicht in die Bedingtheiten des Weltlaufs, die ja auch den Ausgangspunkt von *Ferdusi spricht* und *Dschelâl-eddîn Rumi spricht* bildet; was allerdings nicht die Möglichkeit individueller Glücksfälle („Nur wer von Allah be-

25 Vgl. das 1. Kapitel „Die sinnliche Gewißheit; oder das Diese und das Meinen“ von Georg Wilhelm Friedrich Hegels *Phänomenologie des Geistes*, hrsg. v. Johannes Hoffmeister, Berlin 1964, S. 79–89.

26 Brüder Grimm, *Kinder- und Hausmärchen. In der ersten Gestalt* (1812 u. 1815), Frankfurt/M. 1962, S. 148–155, hier S. 149.

27 Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 81.

28 Vgl. das Kapitel „Beobachtende Vernunft“ in: ebd. S. 183–254, bes. S. 193–221.

günstigt ist...“) innerhalb dieser unübersteigbaren Grenzen ausschließt.

Suleika spricht geht allerdings noch einen entscheidenden Schritt weiter. Denn wie Spinoza gelehrt hatte:

Res duobus modis à nobis ut actuales concipiuntur, vel quatenus easdem cum relatione ad certum tempus, et locum existere, vel quatenus ipsas in Deo contineri, et ex naturæ divinæ necessitate consequi concipimus;²⁹

so postuliert das Gedicht nun komplementär zu all unserem Erfahrungswissen eine Raum und Zeit übersteigende „intuitio originalia“ Gottes, die den Gegensatz von unmittelbarer Gegenwärtigkeit und genereller Vergänglichkeit analog zum „Nunc stans“ der Scholastiker³⁰ aufzuheben vermag: „Vor Gott muß alles ewig stehn“. Dieses ‚Alles‘ meint hier aber nicht etwa nur die Allheit des Seienden, sondern auch jedes Einzelne als solches – ganz gleich, ob Dinge oder Personen, Strukturen oder Ereignisse. Der vergängliche Augenblick ist so nicht weniger gültig als das allgemeine Gesetz.

Ja, „für diesen Augenblick“ – während und wegen ihm – kommt es noch zu einer weiteren Identifikation: der zwischen Ich und Gott. Unmittelbar angeregt ist dies durch die aus der islamischen Mystik gespeiste persische Dichtung, wo „man die Liebe gegen die Schönheit der Geschöpfe als das Mittel zur Liebe gegen die Schönheit des Schöpfers ansieht“.³¹ Ähnliche Formulierungen des göttlich-menschlichen Ineins kannte Goethe aber seit langem

29 „Wir begreifen die Dinge auf zweierlei Arten als wirkliche, entweder insofern wir sie als in Beziehung auf eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort daseyend begreifen, oder insofern wir sie als in Gott enthalten und aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur folgend betrachten.“ (Spinoza, *Ethica Ordine Geometrico demonstrata*, pars 5, propositio 29, scholium; in: ders., *Opera/Werke*, 4 Bde., hrsg. v. Konrad Blumenstock, Bd. 2, Darmstadt 1967, S. 84–557, hier S. 540f.)

30 Wieder in Erinnerung gebracht in § 54 von Arthur Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung* (*Sämtliche Werke*, hrsg. v. Wolfgang Frhr. von Löhneysen, Bd. 1, 2. Aufl., Darmstadt 1968, S. 386); vgl. z.B. Albertus Magnus, *Summa theologiae* I 5, 22.

31 Diese Aussage über Gāmis Epos *Yusuf va Zoleihā* (1483) kannte Goethe aus: Heinrich Friedrich von Diez, *Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Regierungsverfassung aus Handschriften und eigenen Erfahrungen gesammelt*, Th. 1, Berlin 1811, S. 30.

aus der christlichen Mystik; etwa aus Sinnsprüchen des Angelus Silesius, wie:

Das Bildnis Gottes

Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will besehn,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, geschehn.

Oder:

Das ein in dem andern

Ich bin nicht außer Gott und Gott nicht außer mir,
Ich bin sein Glanz und Licht, und er ist meine Zier.³²

Doch vor allem war es Spinoza, von dem Goethe gelernt hatte, die Liebe zu Gott bestehe darin, alle Bilder der Dinge auf die Idee Gottes zu beziehen,³³ und daß wir Gott um so mehr erkennen, je mehr wir die Einzeldinge erkennen;³⁴ ja: „quòd Deus, quatenus seipsum amat, homines amat, et consequenter quòd amor Dei erga homines, et Mentis erga Deum Amor intellectualis unum, et idem sit.“³⁵ Wie tief gerade dieser letzte Teil von Spinozas *Ethik* auf ihn gewirkt hat, bezeugt Goethe in *Dichtung und Wahrheit* (FA I 14, S. 681), wo er das „freche spätere Wort“ Philines: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ auf das „wunderliche Wort“ zurückführt: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe“ – nämlich auf Spinozas: „Qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contrà amet.“³⁶

32 Angelus Silesius, *Sämtliche poetische Werke*, hrsg. v. Hans Ludwig Held, Bd. 3, 3. Aufl., München 1949, S. 18f. (*Cherubinischer Wandersmann* I 105f.).

33 Vgl. Spinoza, *Ethica*, pars 5, propos. 14–16 (S. 526f.).

34 Vgl. propos. 24 (ebd. S. 536f.).

35 „Hieraus folgt, daß Gott, sofern er sich selbst liebt, die Menschen liebt, und daß folglich die Liebe Gottes und die geistige Liebe der Seele zu Gott eins und dasselbe ist.“ (Pars 5, propos. 36, corrolarium, ebd. S. 546f. – Übs. von mir korrigiert.)

36 Ebd. S. 528 (pars 5, propos. 19). Vgl. Hans Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1990, bes. S. 587.

III. AMBIVALENZEN DES AUGENBLICKS

Der Augenblick als vergänglichstes Zeitmoment und zugleich als Aufhebung der Zeit: dieser wie in einem Syllogismus entfaltete Doppelaspekt eines so knappen wie kompositorisch exponierten Spruchgedichts aus dem *West-östlichen Divan* liegt Goethes Gebrauch dieses Begriffs generell zugrunde.³⁷ Ja, dessen jeweilige Kontexte erlauben – über bloße philosophische Interpolationen hinaus – auch einen Blick auf die Motivation dieser Goetheschen Gedankenfigur.

Fragt man nach ihrem Ausgangspunkt, so stößt man auf den zutiefst ambivalenten Anfang der Rede *Zum Shakespears Tag* (1771):

Mir kommt vor, das sei die edelste von unsern Empfindungen, die Hoffnung auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird als zu leben; und daß keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging; – denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lange glückt, fällt er doch endlich und oft im Angesicht des gehofften Zweckes in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat und wird für nichts gerechnet. (FA I 18, S. 9.)³⁸

37 Zum Goetheschen Gegensatz von ‚flüchtigem‘ vs. ‚erfültem, prägnantem Augenblick‘ vgl. die Dissertation von Andreas Anglet, *Der ‚ewige‘ Augenblick. Studien zur Struktur und Funktion eines Denkbildes bei Goethe*, Köln, Weimar, Wien 1991 (= Kölner germanistische Studien, Bd. 33), bes. S. 322–328; sowie schon Hermann Schmitz, *Goethes Altersdenken im problemgeschichtlichen Zusammenhang*, Bonn 1959, S. 148–167 (§ 12: „Der Augenblick“); ferner Nicholas Rennie, „Ut Pictura Historia: Goethe’s Historical Imagination and the *Augenblick*“, in: *Goethe Yearbook* 8 (1996) S. 120–141.

38 Vgl. hierzu Verf., „William! Stern der schönsten Höhe...: Goethes Shakespeare“, in: *Shakespeare-Jahrbuch* 141 (2005), S. 34–50, bes. S. 35 u. 37 f.

Für diesen ‚endlichen Fall in die Grube‘ genügt ein Augenblick – wie es im Tischlied *Zelters siebzigster Geburtstag* (FA I 2, S. 828) heißt:

Ein bedeutend ernst Geschick
Waltet über's Leben,
Denn es nimmt der Augenblick
Was die Jahre geben.

Deshalb triumphiert Mephisto nach dem Tod Fausts (v. 11589–11593):

Den letzten, schlechten, leeren Augenblick
Der Arme wünscht ihn fest zu halten.
Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr steht still – (FA I 7/1, S. 446.)

Ja, schon der Dichter im *Vorspiel auf dem Theater* (v. 67–74) klagt:

Ach! Was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißraten jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
[...]
Was glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. (Ebd. S. 16.)

Es ist dieser defiziente Modus des ‚schlechten, leeren‘ oder auch ‚wilden Augenblicks‘ gegenüber dem ‚Leben‘ als ganzem oder der ‚Nachwelt‘, der gemeint ist, wenn Goethe im Paralipomenon 36 zu *Dichtung und Wahrheit* von der „in mir ohnehin obwaltende[n] Verachtung des Augenblicks“ (FA I 14, S. 938) spricht.

Der Augenblick als Kippmoment hat allerdings schon beim jungen Goethe nicht notwendig eine negative Bedeutung. Heißt es doch im *Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu **** (1772): „Man fühlt *Einen* Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten ihn zu bestimmen.“ (FA I 18, S. 121.) Und später in *Herrmann und Dorothea* (V 57f.): „der Augenblick nur entscheidet | Über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke“ (FA I 8, S. 841). Daher notierte Goethe 1820: „Gedankenlosigkeit die uns

den Werth des Augenblicks verkennen läßt“;³⁹ wie schon im Kapitel „Römer“ der *Geschichte der Farbenlehre*: „nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann“ (FA I 23/1, S. 605).

Eine Neutralisierung des Gegensatzes von ‚Augenblick‘ und ‚Dauer‘ in der frühklassischen Phase von Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt findet sich besonders prononciert in dem großen Bekenntnisgedicht *Das Göttliche* (FA I 1, S. 333–335), dessen antithetische zentrale Abschnitte lauten:

Nach ewigen, ehrenen,
Großen Gesetzen,
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Wie dies geschehen mag, formuliert der Schluß des Widmungsgedichts *An Grafen Paar. Carlsbad d. 12 August 1818*: „Behagen schaut nicht vorwärts, nicht zurück, | Und so verewigt sich der Augenblick!“ (FA I 2, S. 585.) Ja, im *Zweiten römischen Aufenthalt* wird dies dahingehend verallgemeinert: „daß alle wirklich kluge Menschen [...] darauf kommen und bestehen: daß der Moment alles ist und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe: sich so zu betragen, daß sein Leben, in so fern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte“ (FA I 15, S. 449).

Diese positive Umwertung des Augenblicks gipfelt schließlich in dem Gedicht *Vermächtnis* (1829), einer Palinodie des spinozistischen Gedichts *Eins und Alles* (1821) und seines Schlusses: „Denn alles muß in nichts zerfallen, | Wenn es im Sein beharren will“ (ebd. S. 494f.), die mit der lapidaren Aussage beginnt: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen“ und in der Strophe kulminiert:

39 Goethe, *Sprüche in Prosa* *2.85.2 (FA I 13, S. 221).

Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit. (Ebd. S. 686.)

Doch die berühmteste – anfangs durch den Potentialis getrübt
und dann durch Mephistos Replik vollends zwielichtige – Apo-
theose des Augenblicks sind die Schlußworte Fausts (v. 11579–
11586; FA I 7/1, S. 446):

Solch ein Gewimmel möchte ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn. –
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

FAUST

*sinkt zurück, die LEMUREN fassen ihn auf und
legen ihn auf den Boden.*

IV. DER WERT DER GEGENWART

Was aber Humboldt und andere Zeitgenossen des alten Goethe so sehr irritierte, war nicht seine positive Umwertung des Augenblicks im Sinne des seit der klassischen Antike topischen Lobs des *kairos*; sondern vielmehr, daß er „so fast ausschließlich in den Produkten der Zeit lebt“ und daß „die Gegenwart [...] für ihn eine gewaltigere Göttin ist wie für viele andere Naturen“.⁴⁰ Wenige Denker standen hierbei Goethe so nahe wie Hegel, der etwa gleichzeitig in seiner *Rechtsphilosophie* betonte:

Wenn die Reflexion, das Gefühl oder welche Gestalt das subjektive Bewußtsein habe, die *Gegenwart* für ein *Eitles* ansieht, über sie hinaus ist und es besser weiß, so befindet es sich im Eitlen [...]. Was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein *Sohn seiner Zeit*; so ist auch die Philosophie *ihre Zeit in Gedanken erfaßt*. Es ist ebenso töricht zu wähnen, irgendeine Philosophie gehe über ihre gegenwärtige Welt hinaus, als, ein Individuum überspringe seine Zeit, springe über Rhodos hinaus.⁴¹

Freilich gibt es dazu gerade bei Goethe eine ganze Reihe von Gegenäußerungen – etwa in den *Sprüchen in Prosa* (FA I 13, S. 90f. u. 97):

⁴⁰ Wie Anm. 18 u. 20.

⁴¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen*, Red. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1970 (= Werke 7), S. 25f. („Vorrede“). – Freilich: „Nicht einzelne allpräsenste Inhalte werden passiv hingenommen und das Denken also unbewußt in eine historische Situation gebannt. Die ausdrücklich reflektierende Entgegensetzung zur Zeit bringt deren verborgene Struktur zum Vorschein und vermittelt die wahre Fülle der Inhalte statt einer kontingenten Auswahl. Sie nimmt die Sachmomente der Zeit auf und verändert ihre historische Erscheinungsform: *Sie spiegelt nicht nur die Zeit, sondern faßt sie in Gedanken*.“ (Rüdiger Bubner, „Philosophie ist ihre Zeit, in Gedanken erfaßt“, in: *Hermeneutik und Ideologiekritik. Mit Beiträgen von Karl-Otto Apel* [u.a.], Frankfurt/M. 1971, S. 210–243, hier S. 236.)

Der Tag an und für sich ist gar zu miserabel, wenn man nicht ein Lustrum anpackt so giebt's gar keine Garbe. (*1.616)

Die gegenwärtige Welt ist nicht werth, daß wir etwas für sie thun; denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die Vergangene und Künftige müssen wir arbeiten. Für Jene daß wir ihr Verdienst anerkennen für diese daß wir ihren Werth zu erhöhen suchen. (*1.621)

Ich verwünsche das tägliche weil es immer absurd ist. [...] (*1.671)

Ebenso in der *Italienischen Reise*, wo er am 29. 12. 1786 in Rom notiert: „Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende“, und am 23. 8. 1787 in Neapel (in direkter Anknüpfung an 1. Kor. 7,31): „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was bleibende Verhältnisse sind und so, nach der Lehre des ****, meinem Geist erst die Ewigkeit verschaffen.“ (FA I 15, S. 164 u. 414.) Und wie Goethe hier mit *** offenkundig Spinoza meint, so schreibt er in *Dichtung und Wahrheit* (FA I 14, S. 730) zum Lob Spinozas und seiner wenigen Gleichgesinnten:

Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüsthlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben sondern vielmehr bestärkt werden.

Indem aber diese Intention auf das ‚Ewige, Notwendige, Gesetzliche‘ nicht minder die Vergangenheit entwertet, kommt Goethe zu so unmutigen Äußerungen auch über diese, wie: „Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangnen zu Grunde“ (1.89), und: „Geschichte schreiben ist eine Art sich das Vergangene vom Halse zu schaffen“ (1.27) (FA I 13, S. 20 u. 13). So resultiert vor allem aus seinem künstlerischen Anspruch, „daß alles anschauende Kenntniss werde, nichts Tradition und Name bleibe“ (*Italienische Reise*; FA I 15, S. 416), die gegenwartszugewandte Maxime: „Nichts ist höher zu schätzen als der Werth des Tages“ (*Sprüche in Prosa* 5.2.17) – und zwar mit der Begründung: „Das Wichtigste bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten abspiegelt wir uns in ihm“ (6.7.3) (FA I 13, S. 305 u. 344). In *Dichtung und Wahrheit* wird dies durch die lebenspraktische Überlegung gestützt, „daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken“ (FA I 14, S. 486). Daher die Mahnung im *Tefkir Nameh – Buch der Betrachtungen des West-östlichen Divans*: „Eile

freudig vorzuziehn | Gegenwart vor dem Gedächtniß“ (FA I 3, S. 45), wie auch das Wechselgespräch im „Inneren Burghof“ des *Faust II* (FA I 7/1, S. 365; v. 9318f.):

FAUST
Nun schaut der Geist nicht vorwärts nicht zurück,
Die Gegenwart allein –
HELENA

Ist unser Glück.

Diese schroffe Entgegensetzung zur Vergangenheit wie zur Zukunft ist allerdings nur die eine Seite von Goethes Akzentuierung des Gegenwartsbezugs. Denn so sehr er sich in der *Italienischen Reise* mit all seinen Vorstellungen „ans Gegenwärtige geheftet“ fühlt, so muß er doch anlässlich eines zukunftsbezogenen Gedankenspiels einräumen: „So ist der Mensch, immer springt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort und bin schon wieder bei Euch.“ (FA I 15, S. 345 u. 240.) Daher schreibt er in der „Zwischen-Rede“ der *Campagne in Frankreich* (FA I 16, S. 512):

wo Tag für Tag das Bedeutendste vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit so viel Tausenden leiden und fürchten und nur furchtsam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entschiedenen Wert und, Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut sie das Vergangene indem sie auf die Zukunft hindeutet.

In ähnlichem Sinne die Angela in der Zweitfassung von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* (FA I 10, S. 387f.):

„Ist man treu, sagt sie, das Gegenwärtige fest zu halten, so wird man erst Freude an der Überlieferung haben, indem wir den besten Gedanken schon ausgesprochen, das liebenswürdigste Gefühl schon ausgedrückt finden. Hierdurch kommen wir zum Anschauen jener Übereinstimmung, wozu der Mensch berufen ist, wozu er sich oft wider seinen Willen finden muß, da er sich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an.“

Doch auch das Umgekehrte gilt: „Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen“, was durch die „Vergleichung von beiden“ ermöglicht werde (*Italienische Reise*, FA I 15, S. 176).

Setzen aber all solche Wechselwirkungen von Gegenwart und Vergangenheit – wie auch deren Vergleichung – immer noch ihre klare Unterscheidbarkeit voraus, so wird diese prinzipiell in Frage gestellt, wenn Goethe anlässlich der Gemälde aus Raffaels Reifezeit schreibt:

Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die sinnlich geistige Überzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird. (Ebd. S. 489.)⁴²

Und über den Petersdom: „Kunst- und Menschengeschichte standen synchronistisch vor unseren Augen“ (ebd.).

Allerdings hat der späte Goethe diese „Anschauung [...] der Vergangenheit und Gegenwart in Eins“ (*Dichtung und Wahrheit*; FA I 14, S. 678) nicht nur auf die Präsenz des Klassischen beschränkt wissen wollen. Etwa war Köln und der Torso seines Doms für ihn im Rückblick ebenfalls ein solcher „Ort, wo das Altertum eine solche unzurechnende Wirkung auf mich ausüben konnte“ (ebd.). So rühmt er in dem Aufsatz *Ruysdael als Dichter* (1813) an dessen Gemälde *Das Kloster* (um 1650–55) besonders die „Absicht: im Gegenwärtigen das Vergangene darzustellen“, und daß es Ruysdael „auf das Bewundernswürdigste erreicht, das Abgestorbene mit dem Lebendigen in die anschaulichste Verbindung gebracht“ zu haben (FA I 19, S. 633). Ihren prägnantesten Ausdruck hat diese Gegenwart und Vergangenheit synthetisierende Zeiterfahrung ein Jahr später in dem *Divan*-Gedicht *Im Gegenwärtigen Vergangnes* (FA I 3, S. 20 f.) gefunden.⁴³

Bezeichnenderweise stammt aber die Programmformel „Das Vergangene im Gegenwärtigen zu sehen“ nicht etwa aus einem autobiographischen oder ästhetischen, sondern aus einem naturwissenschaftlichen Kontext: einem Schema vom Frühherbst 1806 zu dem ‚geognostischen Vortrag‘ *Bildung der Erde* (vgl. FA I 25, S. 1198). Ein letztes Mal aber gebraucht Goethe sie in historisch-politischer Absicht, wenn er in dem Aufsatz *Französisches Haupttheater* im vorletzten Heft von *Ueber Kunst und Alterthum* (1828) bekennt: „Wer die Revolution überlebt hat fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben, er sieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit frischem, die fernsten Gegenstände heranziehendem Blick.“ (FA I 22, S. 484.)

42 Vgl. Verf., „Goethes *Italienische Reise* als Einspruch gegen die Romantik“, in: *Europäische Begegnungen – Die Faszination des Südens. Acta Ising 2000*, hrsg. v. Stefan Krimm u. Ursula Triller, München 2001, S. 116–134, bes. S. 124 f.

43 Vgl. Verf., „*Im Gegenwärtigen Vergangnes*. Die Wiederbegegnung des alten mit dem jungen Goethe“, in: *Der junge Goethe. Genese und Konstruktion einer Autorschaft*, hrsg. v. Waltraud Wiethölter, Tübingen, Basel 2001, S. 9–23.

V. DIE GEGENWART ALS ARCHE

Was reizte nun den späten Goethe an der metaphorischen Gleichsetzung der Gegenwart mit der *arche du Seigneur*? Zunächst einmal: Seit seiner Kindheit kannte er die Luther-Übersetzung der Erzählung von der Arche Noah, in der es heißt:

mit dir will ich einen Bund auffrichten / Vnd du solt in den Kasten gehen /
mit deinen Söhnen / mit deinem Weibe / vnd mit deiner söne Weibern. Vnd
du solt in den Kasten thun allerley Thier von allem Fleisch / ja ein par /
Menlin vnd Frewlin / das sie lebendig bleiben bey dir. Von den Vögeln nach
jrer art / von dem Vieh nach seiner art / vnd von allerley Gewürm auff er-
den nach seiner art. Von den allen sol je ein Par zu dir hinein gehen / das sie
leben bleiben. (1. Mos. 6,18–20.)⁴⁴

Im Hier und Jetzt der Arche Noah werden also Exempel aller Gattungen und Arten (selbst des Gewürms!) versammelt – und zwar beiderlei Geschlechts, damit sie nicht nur überleben, sondern sich auch künftig vermehren können. Was aber im Bild der Arche stillschweigend vorausgesetzt wird, ist die Bedrohung durch die alles verschlingende Sintflut.

Schon in der *Italienischen Reise* hatte Goethe die immer wiederkehrende Irritation der von ihm erstrebten reinen Gegenwärtigkeit in ein verwandtes Bild gekleidet, indem er in Neapel notierte: „so reißt der Strom des Tages mich fort“, und: „Sobald wir jedoch ans Fenster traten rauschte der neapolitanische Strom wieder so gewaltig an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.“ (FA I 15, S. 352f.) Doch gerade in den zwanziger Jahren nahm für ihn das Bild der Flut, ja der Sintflut geradezu ob-

⁴⁴ D. Martin Luther, *Die gantze Heilige Schrift Deudsch. Wittenberg 1545*, 2 Bde., hrsg. v. Hans Volz unter Mitarbeit v. Heinz Blanke, Textred. Friedrich Kur, München 1972, Bd. 1, S. 35.

sessiven Charakter an,⁴⁵ wenn er etwa am 27. 1. 1827 an den Manzoni-Übersetzer Adolph Friedrich Karl Streckfuß schrieb:

Ich bin überzeugt daß eine Weltliteratur sich bilde, daß alle Nationen dazu geneigt sind und deshalb freundliche Schritte thun. [...] Der englischen Springflut brauchen wir nicht nachzuhelfen, was aus dieser Überschwemmung wird müssen wir abwarten.⁴⁶

Am 21. 5. 1828 an Zelter: „daß die von mir angerufene Weltliteratur auf mich, wie auf den Zauberlehrling, zum Ersäufen zuströmt; Schottland und Frankreich ergießen sich fast tagtäglich“ (FA II 10, S. 611). Und schließlich 1830 in einem Faszikel zu Thomas Carlyles *Leben Schillers*:

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bey der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts anders von ihr erwarten als was sie leisten kann und leistet.

[...] was der Menge zugesagt wird sich gränzenlos ausbreiten und [...] sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; [...] diejenigen aber die sich dem höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben werden sich geschwinder und näher kennen lernen. [...] Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre der breiten Tagesfluth sich entgegen zu setzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen bis die Strömung vorüber gegangen ist. (FA I 22, S. 688f.)

Goethes schriftstellerische Arche gegen diese ‚breite Tagesflut‘ waren vor allem seine von Humboldt beargwöhnten „Hefte“ *Ueber Kunst und Alterthum* (1816–32) und *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* (1817–24). Gewiß lebte Goethe bei ihrer Vorbereitung und Zusammenstellung, wie seine zahlreichen aktuellen Bezugnahmen zeigen, „fast ausschließlich in den Produkten der Zeit“, und seine Arbeit war „wieder nur eine für die neueste Zeit“.⁴⁷ Zugleich geschah dies aber „in steter Rücksicht auf das

45 Vgl. Verf., „daß die von mir angerufene Weltliteratur auf mich, wie auf den Zauberlehrling zum ersäufen zuströmt“, in: *Wiederholte Spiegelungen: Weimarer Klassik 1759–1832. Ständige Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums*, München 1999, S. 801–810, bes. S. 801f.

46 Goethe, *Werke*, 133 Bde., hg. im Auftrage d. Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe), Weimar 1887–1919, Repr. München 1987, hier 4. Abth., Bd. 42, S. 28.

47 Vgl. Anm. 18.

was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist“.⁴⁸ Bei den Hefen *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* zeigt sich diese zugleich aktuelle und retrospektive Orientierung schon an den Überschriften einzelner Aufsätze und Abschnitte, wie *Geschichte meines botanischen Studiums* oder *Entstehen des Aufsatzes über Metamorphose der Pflanzen, Schicksal der Handschrift, Schicksal der Druckschrift* oder *Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters*,⁴⁹ wie auch an der Kombination des eigenen Aufsatzes *Der Kammerberg bei Eger* mit *Lucii Annaei Senecae Naturalium quaestionum Libro II. cap. 25* (ebd. S. 431–442 u. 443).

In der Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum* wird dieser Geschichtsbezug schon durch den Gesamttitel – ursprünglich *Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegenden* (FA I 20, S. 15) – nahegelegt. Freilich haben die Aufsätze, Rezensionen und Miszellen dieser Hefte fast stets einen aktuellen Ausgangspunkt; und wo sie – wie z.B. in *Abendmahl von Leonard da Vinci zu Mayland*, in *Philostrats Gemälde* oder in *Die heiligen drey Könige. Manuscript, lateinisch, aus dem funfzehnten Jahrhundert* (FA I 20, S. 247–279, 295–345 u. 441–450) – bedeutende Werke der Vergangenheit behandeln, da spielen Fragen ihrer historischen Überlieferung und ihrer heutigen Verfügbarkeit durch Reproduktionen, Bearbeitungen, Berichte und Übersetzungen eine entscheidende Rolle.⁵⁰ Entsprechend bezieht sich der im letzten Band (FA I 22, S. 356 u. 427) geprägte Begriff der „Weltliteratur“ weder auf die Totalität noch auf einen historisch oder systematisch strukturierten The-saurus literarischer Werke, sondern auf die aktuelle literarische

48 Wie Anm. 22.

49 Johann Wolfgang Goethe, *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden*, hrsg. v. Hans J. Becker, Gerhard H. Müller, John Neubauer u. Peter Schmidt, München 1989 (= Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, Bd. 12), S. 20, 25, 69, 72 u. 80.

50 Vgl. Verf., „Der Entzug des Hier und Jetzt: Goethes *Ueber Kunst und Alterthum* an der Schwelle zum Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks“, in: *Medien der Präsenz*, hrsg. v. Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte u. Wilhelm Vosskamp, Köln 2001 (= Mediologie, Bd. 3), S. 11–25, bes. S. 16f.; ferner Anne Bohnenkamp, „*Den Wächseltausch zu befördern*. Goethes Entwurf einer Weltliteratur“ (in: FA I 22, S. 937–968, sowie die entsprechenden Überblicks- und Stellenkommentare).

Kommunikation zwischen verschiedenen Nationen, Kulturen und Traditionen.⁵¹

Wenn Goethe im *Zweiten römischen Aufenthalt* (1829) ausruft: „Jetzt seh' ich, jetzt genieß ich erst“ (FA I 15, S. 512), so setzt er den entschiedensten ‚Akut des Heutigen‘. Doch dies meint keinesfalls eine Eliminierung des Geschichtlichen. Erhält doch gerade die Simultanpräsenz der Kunstwerke der Vergangenheit und Gegenwart von ihm den ‚Gravis des Historischen‘, denn: „Überhaupt [...] ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen die sie hervorbrachten.“ (Ebd. S. 585f.) Dem auch noch den ‚Zirkumflex des Ewigen‘ zu geben, hätte womöglich das von ihm exzerpierte Diktum: „*Le temps présent est l'arche du Seigneur*“ nahegelegt.

Und dies ganz besonders, wenn man *l'arche du Seigneur* – statt auf die Arche Noah – im Sinne von *l'arche d'alliance*, *l'arche sainte*⁵² auf die Bundeslade der Israeliten bezieht, in der seit Mose die Gesetzestafeln vom Berge Sinai aufbewahrt wurden (1. Kön. 8,9).⁵³ Daß im Französischen diese Spezialbedeutung, zumeist metaphorisch, noch bis weit ins 19. Jahrhundert lebendig war, zeigt eine ganze Reihe von Zitaten im LAROUSSE; etwa von Balzac: „*Arche d'alliance* entre la terre et le ciel, la prière vous donne la clef du ciel“, oder von Michelet: „Qu'est-ce que la presse, au temps moderne, sinon *l'arche sainte*?“⁵⁴

Gerade die Heiligkeit der *arche du Seigneur* gab allerdings auch zu besonderer Vorsicht Anlaß. War doch ihren Hütern im Alten Testament eingeschärft worden: Sie „sollen das Heiligthum nicht

51 Vgl. Verf., „Main Features of Goethe's Concept of World Literature“, in: *Comparative Literature Now: Theories and Practice*, hrsg. v. Steven Tötösy de Zepetnek u. Milan V. Dimić, in Zusammenarbeit mit Irene Sywenky, Paris 1999 (= Proceedings of the 14th Congress of the International Comparative Literature Association. ICLA '94 Edmonton), S. 31–41.

52 Vgl. É. Littré, *Dictionnaire de la langue française*, Bd. 1, Paris, London, Leipzig 1863, S. 186; u. Pierre Larousse, *Grand dictionnaire universel du XIX^e siècle*, Repr. Nîmes 1990, Bd. 1, S. 569f. (s. v. Arche).

53 „Dans l'Ancien Testament, *L'arche d'alliance*, appelée aussi *L'arche sainte*, *l'arche du Seigneur*, Espèce de coffre fait par le commandement de Dieu, et dans lequel les tables de la loi étaient gardées.“ (*Dictionnaire de l'Académie Française*, 6. Aufl., Bd. 1, Paris 1835, S. 98.)

54 Larousse, *Grand dictionnaire universel du XIX^e siècle*, S. 570.

anrühren / das sie nicht sterben“ (4. Mos. 4,15), und: „Jr solt nicht zu jr nahen“ (Jos. 3,4); wie denn einer aus dem Gefolge Davids tot umfiel, weil er die Bundeslade bei ihrer Überführung nach Jerusalem berührt hatte (2. Sam. 6,6f.). In diesem Sinne heißt es in Goethes *Beiträgen zur Optik* (1791) über die Widersacher von Newtons *Opticks*: daß „die meisten, gleich als hätten sie verwegen die Lade des Bundes angerührt, aus der Reihe der Lebendigen verschwinden“;⁵⁵ und in der *Farbenlehre* (1810): jene „enggefaßte, in sich selbst erstarrte Lehre [sei] eine Art von Arche des Herrn, deren Berührung sogleich den Tod bringt“.⁵⁶

Die Jetztzeit als ‚Arche des Herrn‘: sowohl als Rettungsort vor der Sintflut wie als Aufbewahrungsort der Gesetzestafeln käme ihr durchaus der Celansche ‚Zirkumflex des Ewigen‘ zu. Doch zugleich zeigt sie als *arche sainte* die gefährliche Ambivalenz des *sacré*,⁵⁷ die es geraten sein läßt, sich in Distanz zu ihr zu halten. Ja, womöglich kannte Goethe die im *Dictionnaire de l'Académie Française* verzeichnete Wendung: „*C'est l'arche du Seigneur, l'arche sainte, se dit D'une chose dont il est dangereux de parler, qu'il ne faut pas toucher dans ses discours*“,⁵⁸ wie sie sich etwa bei Beaumarchais findet: „*Ce point de discussion était vraiment pour moi l'arche du Seigneur, je n'osais y toucher*.“⁵⁹

55 FA I 23.2, S. 18 f. (§ 11).

56 FA I 23.1, S. 822; mit dem kuriosen Kommentar: „*Arche des Herrn*] Verwechslung mit der Bundeslade, deren Berührung den Tod bringen sollte.“ (Ebd. S. 1375.)

57 Vgl. René Girard, *La Violence et le sacré*, Paris 1972, bes. Kap. 10.

58 *Dictionnaire de l'Académie Française*, Bd. 1, S. 98 (s. v. Arche).

59 Larousse, *Grand dictionnaire universel du XIX^e siècle*, Bd. 1, S. 569.

VI. GOETHES FUNDSTELLE

Wie schon die zitierten Lexikonbelege zeigen, konnte die Bezeichnung *arche de Seigneur* im Sinne der ‚Bundeslade‘ im Zeitalter der Aufklärung und ihrer Nachfolger durchaus auf Verständnis rechnen; ja Beaumarchais hatte dies ausdrücklich mit der Warnung verbunden, sie – und das heißt: das mit ihr metaphorisch Gemeinte – auch nur zu berühren. Tatsächlich findet sich das von Goethe zitierte Diktum bei keinem anderen als Voltaire. Und zwar nicht etwa in seinem *Essai sur les mœurs* oder einer seiner philosophischen und thelogiekritischen Schriften, sondern ausgerechnet in seinem komischen Versepos *La Pucelle d’Orléans*:

Voici l’œuvre la plus décriée et la moins lue de Voltaire, celle qu’une génération entière a cependant presque connue par cœur et que d’autres ensuite ont vomie parce qu’elle avait élu pour personnage principal une femme que les églises et les républiques laïques ont à cœur de célébrer depuis longtemps.⁶⁰

Im 13. Gesang der *Pucelle* nähert sich eine visionäre *chronique scandaleuse* der französischen Könige seit Franz I. (1494–1547) mit der Epoche des Sonnenkönigs Ludwig XIV. und der anschließenden *Régence* (1715–23) immer mehr der Gegenwart – da fällt sich der Erzähler ins Wort:

⁶⁰ Mit diesen Worten beginnt das „Avant-propos“ des Herausgebers von: Voltaire, *La Pucelle d’Orléans*, édition critique par Jerom Vercruysse, Genève 1970 (= Les œuvres complètes, vol. 7), S. 11. Zur ablehnenden Reaktion von Goethes Zeitgenossen auf Voltaires *Pucelle* vgl. bes. Schillers Drama *Die Jungfrau von Orleans* (1801) und sein Gedicht *Voltaires Püçelle und die Jungfrau von Orleans* (1802; später unter dem Titel *Das Mädchen von Orleans*, abgedruckt in: Friedrich Schiller, *Gedichte*, hrsg. v. Georg Kurscheidt, Frankfurt/M. 1992 [= Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 1], S. 227).

Mais je m'arrête, et de ce dernier âge
 Je n'ose en vers tracer la vive image.
 Trop de péril suit ce charme flatteur.
Le temps présent est l'arche du Seigneur.
 Qui la touchait d'une main trop hardie
 Puni du ciel tombait en léthargie.
 Je me tairai, mais si j'osais pourtant,
 O des beautés aujourd'hui la plus belle,
 O tendre objet, noble, simple, touchant,
 Et plus qu'Agnès généreuse et fidèle,
 Si j'osais mettre à vos genoux charnus
 Ce grain d'encens que l'on doit à Vénus!
 Si de l'amour je déployais les armes,
 Si je chantais ce tendre et doux lien,
 Si je disais... non, je ne dirai rien,
 Je serais trop au-dessous de vos charmes.⁶¹

Oder wie die Kernsätze, leider etwas verwässert, in einer anonymen zeitgenössischen Prosaübersetzung lauten:

*Die gegenwärtige Zeit ist der Arche des Herrn ähnlich, wer solche mit einer zu kühnen Hand berührte, wurde von dem Himmel dafür gestraft und starb plötzlich. Doch ich schweige; aber dürfte ich, o schönste unserer Schönen, zarter, edler und reizender Gegenstand! [...] vor deine schwaplichten Knie den Weihrauch legen, den man der Venus schuldig ist, [...] oder dürfte Amors Waffen entdecken; oder wenn ich sagen dürfte... Nein, nein, ich werde kein Wort reden, damit ich von eurer Gunst nicht zu weit entfernt bleibe.*⁶²

Hatte Voltaire diesen Gesang der *Pucelle* unverkennbar ironisch mit überschwänglicher Exordialtopik eröffnet, so verwendet er hier

61 Voltaire, *La Pucelle d'Orléans*, éd. Vercruysse, S. 480 (ch. XIII, v. 377–392 – Kursivierung von mir). Kaum mehr als eine knappe Paraphrase der gesamten ‚Vision‘ (XIII 294–407) – ohne das fragliche Diktum – findet sich in der „Ersten vollständigen [!] deutschen Ausgabe“: Voltaire, *Die Jungfrau. Ein erotisch-satirischer Roman aus der Zeit Karls VII*, übs. v. M. Janssen u. C[urt] Moreck [d.i. Konrad Haemmerling], Berlin 1920, S. 99; unverändert in der Neuausgabe, durchgesehen v. Ruth Haemmerling, Hanau [1994], S. 144 f.

62 *Das Märgen von Orleans, ein Heldengedicht in achtzehn Gesängen. Aus dem Französischen des Herrn Voltaire übersetzt*, London [recte: Leipzig] 1763, S. 174 f. (Kursivierung von mir). – Dieser Übersetzung lag wohl einer der von Voltaire nie autorisierten Raubdrucke seit 1755 oder die erste authentische Edition von 1762 zugrunde, die gerade in dieser Passage stark von den vollständigen Ausgaben seit 1773 abweichen; vgl. den Abdruck jener Varianten im Anhang von: Voltaire, *La Pucelle d'Orléans*, éd. Vercruysse, hier S. 599–601.

gegen sein Ende hin das ursprünglich theologisch motivierte Diktum geradezu frivol als Unsagbarkeitstopos. Eine solche Geste des Kommunikationsabbruchs war Goethe – zumal mit wachsendem Alter – keineswegs fremd. Wie derjenige dem Schweigen am entschiedensten Respekt erweist, der es nicht etwa rühmt, sondern von ihm zu schweigen vermag, so zog Goethe aus Voltaires Diktum schließlich die Konsequenz, entgegen seiner ursprünglichen Intention doch keinen Aufsatz über es zu schreiben,⁶³ ja es nicht einmal zu zitieren.

Aber nicht nur vor der allzu bedrängenden Aktualität, sondern auch vor den letzten Dingen verharrte Goethe in solcher respektvollen Distanz. Denn wie er als Naturforscher bei der Anschauung der Urphänomene innehielt und das Absolute als ‚Unerforschliches und Unbegreifliches‘ dahingestellt sein ließ,⁶⁴ so trennten sich – bei aller Gemeinsamkeit des Gegenwartsbezugs – auch die Wege zwischen Goethes „Weise der Kunstbetrachtung, welche vom Partikulären und Vorhandenen ausgeht“, um jeweils historisch und ästhetisch „in die ganze Individualität eines Kunstwerks ein[z]u]dringen“,⁶⁵ und dem Anspruch der Hegelschen Philosophie, sie sei nichts anderes als „ihre Zeit in Gedanken erfaßt“,⁶⁶ samt der darauf gegründeten Architektonik einer spekulativen Ästhetik aus dem Geist der Philosophie der Weltgeschichte und der Religion.

63 Außer dem französischen Diktum und dem Stichwort „Amerikanische Gemeinde“ hat Goethe (gemeinsam mit Heinrich Meyer) alle übrigen Rubriken dieses Schemas zu eigenständigen Aufsätzen und Rezensionen ausgearbeitet (vgl. hierzu meinen Kommentar in FA I 20, S. 1431–1433).

64 So schrieb ihm Hegel am 24. 2. 1821 respektvoll-ironisch: „daß E[uer] E[xcellenz] das Gebiet eines Unerforschlichen und Unbegreiflichen eben dahin verlegen, wo wir hausen [...] – eben dahin, von wo heraus wir Ihre Ansichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen, – ja wie man es heißt, beweisen, deduzieren, konstruieren u.s.f.“ (*Briefe von und an Hegel*, Bd. 2, S. 250). Goethe übersandte ihm daraufhin am 13. 4. 1821 ein (für die *Farbenlehre* exemplarisches) getrübbes Trinkglas mit der scherzhaften Widmung: „Dem Absoluten empfiehlt sich schönstens zu freundlicher Aufnahme das Urphänomen. Weimar Sommers-Anfang 1821“ (FA II 9, S. 164).

65 Hegel, *Ästhetik*, Bd. 1, S. 32.

66 Wie Anm. 41.

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE

JAHRGANG
2009

MÜNCHEN 2009

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEIM VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

JAHRGANG 2009

Konrad, Ulrich, Zusammenfassung des Lebens und der Kunst. Das <i>Siegfried-Idyll</i> von Richard Wagner	Heft 1
Hose, Martin, Euripides als Anthropologe	Heft 2
Weipert, Reinhard, Altarabischer Sprachwitz: Abū ‘Alqama und die Kunst, sich kompliziert auszudrücken	Heft 3
Birus, Hendrik. <i>Le temps présent est l’arche du Seigneur</i> . Zum Verhältnis von Gegenwart, Geschichte und Ewigkeit beim späten Goethe	Heft 4

